

Listen und Rankings in der Mediengeschichte

Eine mediengeschichtliche Gesamtdarstellung von Listen und Rankings als mediale Formen liegt noch nicht vor. Die Frage ist auch, inwieweit eine solche Mediengeschichte eine sinnvolle Perspektive auf Listen und Rankings herstellen könnte oder ob Listen und Rankings überhaupt auf eine gemeinsame Geschichte zurückblicken können. Listen sind Teil der Schriftkultur und können über eine ebenso lange Zeit zurückverfolgt werden, in denen sie kulturabhängig jeweils unterschiedliche Funktionen und Verwendungsweisen erfahren haben. Rankings tauchen dagegen erst mit neuzeitlichen Bewertungssystemen und der Mathematisierung von Listen als Wertssysteme auf. Als Grundlage der im Weiteren zentralen Überlegungen soll an dieser Stelle ein kurzer Überblick zur Mediengeschichte von Listen und Rankings präsentiert werden, auf dessen Grundlage die ersten Besonderheiten von Listen und Rankings in der Populärkultur hervorgehoben werden.

In der Populärkultur, so meine These, existieren Zusammenhänge in den Praxen und Verwendungsweisen von Listen und Rankings. In anderen historischen Abschnitten und mediengeschichtlichen Phasen lässt sich diese Nähe nicht immer nachvollziehen. Die Liste ist dabei sicherlich die ältere mediale Form und unmittelbar mit der Geschichte der Schriftentstehung verbunden. Dagegen sind Rankings ein eher neuzeitliches Phänomen, da unter anderem Messbarkeit und andere Formen der Quantifizierung eine entscheidende Voraussetzung für die Erstellung von Rankings sind. Qualitativ begründete Rangfolgen lassen sich aber auch schon früher feststellen, indem beispielsweise die Bedeutung von politischen oder künstlerischen Personen kulturell eingeordnet wird oder eine Liste mit den bedeutendsten Bauwerken, den so genannten »Weltwundern« (Brodersen 2007), erstellt wird.

Wie schon die genannten Beispiele zeigen, müsste eine Mediengeschichte von Listen und Rankings die verschiedenen Kontexte ihrer jeweiligen Erstellung berücksichtigen. Da ich mich auf den Kontext der Populärkultur und ihrer Entstehung seit dem 19. Jahrhundert konzentriere, möchte ich zuerst den bisherigen mediengeschichtlichen Forschungsstand in beispielhaften Schlaglichtern skizzieren. Danach wird die Liste als übergreifende mediale Form charakterisiert, um am Ende dieses Kapitels auf erste populärkulturelle Verwendungsweisen einzugehen.

LISTEN AUS ANTHROPOLOGISCHER PERSPEKTIVE

Wie bei vielen fundamentalen Kulturtechniken¹ kann die Geschichte der Erstellung und Nutzung von Listen in Kommunikation und Medien nicht lückenlos dargestellt werden. Mit einigen Hinweisen auf grundlegende Forschungen, die in der Literatur immer wieder zitiert werden, möchte ich erste Perspektivierungen der Liste für die weiteren Überlegungen vornehmen.

Aus den kulturen- und kulturhistorischen Forschungen von Jack Goody und Ian Watt kann gefolgert werden, dass schon frühe orale Kulturen Listen als mnemonische Muster zur Organisation kollektiver Erinnerung in Ritualen genutzt haben (Goody 1977: 81; Goody/Watt 1986: 69). Dazu passende aktuelle und historische Beispiele sind Genealogien, die im individuellen Gedächtnis als Listen erinnert und weitergegeben werden. Der Abgleich der subjektiven Erinnerung vieler sorgt für die Korrektheit des kollektiven Gedächtnisses und die Liste ist neben Musik oder Erzählungen ein Scharnier zwischen individueller und kollektiver Gedächtnisleistung (Goody/Watt 1986: 68f.). Die Liste hat dann nicht die Funktion historische Ereignisse korrekt wiederzugeben, sondern bildet eine in den oralen Kulturen notwendige Rahmung dessen, was ein Kollektiv aktuell auszeichnet (Goody/Watt 1986: 72). Deshalb sind diese Listen interpretationsbedürftig oder – sogar noch

1 Listen und Rankings erfüllen zumindest die ersten drei Kriterien, die Krämer und Bredekamp auflisten: »Kulturtechniken sind (1) operative Verfahren zum Umgang mit Dingen und Symbolen, welche (2) auf einer Dissoziierung des impliziten ›Wissen wie‹ vom expliziten ›Wissen dass‹ beruhen, somit (3) als ein körperlich habitualisiertes und routinisiertes Können aufzufassen sind, das in alltäglichen, fluiden Praktiken wirksam wird, [...]« (Krämer/Brekamp 2003: 18)

weitergehend – ermöglichen sie Anschlusskommunikationen, in denen sich der Zusammenhang einer Gemeinschaft konstituiert. Die Interpretationsbedürftigkeit und der Kontextualisierungsbedarf einer Liste können somit als ihre stärksten sozialen Funktionen bezeichnet werden.

Neben dieser wenig untersuchten Rolle der Liste in oralen Kulturen tauchen Listen häufig bei der Schilderung einer entscheidenden Schnittstelle der Mediengeschichte auf. In der Entstehung von Schriftsystemen werden sie als ein Zwischenschritt zur Schriftlichkeit angesehen (vgl. Belknap 2004: 8): »Lists [...] are deeply embedded and implicated in the history of writing.« (Tankrad 2006: 340) In den meisten Publikationen wird die mesopotamische Keilschrift als Beispiel herangezogen und mit anderen Schriftsystemen verglichen (Goody 1977: 82). In der Archäologie werden mindestens drei voneinander unabhängige Ursprungsregionen erster Schriftsysteme unterschieden: 3200 v. Chr. im Nahen Osten, 1250 v. Chr. in China und 650 v. Chr. in Mittelamerika (Schmandt-Besserat/Erard 2008: 2222).² Insbesondere die Schriftentstehung im Nahen Osten scheint durch Listen mitgeprägt. Was sich in Mesopotamien im vierten Jahrtausend vor Christus mit der Keilschrift auf Tontafeln entwickelt hat, waren Ziffern und Schriftsymbole, die zuerst Waren und Tiere inventarisierend erfassten. Bei unterschiedlichen Waren erhielten Listen eine buchhalterische Funktion im Handel. Für die Abwicklung des Warenverkehrs erlangten Listen Bedeutung in der Ökonomie der Sumerer. Daraus entwickelten sich abstrakte und konzeptuelle Listen, die Ideen und Begriffe inventarisierten: »a kind of inventory of concepts, a proto-dictionary or embryonic encyclopedia« (Goody 1977, 80). Goody betont die weitreichenden Funktionen von Listen für Ordnungs- und Wissensstrukturen in literalen Gesellschaften. Listen verändern sowohl die kognitiven Fähigkeiten von Individuen als auch die soziale Organisation. Im Anfertigen von Listen sieht auch Cornelia Vismann eine »Grundoperation jeder Verwaltung« (Vismann 2000: 20) In diesem Sinne sind sie mit Akten verwandt, die häufig Listen enthalten (wie zum Beispiel Inventarlisten). Daraus entwickelt Vismann eine Mediengeschichte der Akten als Machttechnologie, die unmittel-

-
- 2 Dabei gibt es einer Reihe weiterer originärer »Schrifterfindungen«, für die sich kein Bezug zu einer Sprache herstellen lässt. Die Repräsentation von Sprache kann in der Archäologie auch die Schrift definieren: »By »writing«, we mean a set of graphic marks that represent (systematically, if not consistently) the units of a specific language.« (Schmandt-Besserat/Erard 2008: 2222)

bar mit der Mediengeschichte von Listen korreliert. Die administrative Funktion der Liste und damit verbundene mediale Formen werden in meiner Argumentation mehr im Kontext populärer Praxen thematisiert als im – ebenso interessanten – aber hier weniger relevanten Bereich von politischen und sozialen Machttechnologien. Das Listen-Machen wird zu einer (alltäglichen) Kulturtechnik, die in jeweils verschiedenen Medienumgebungen jeweils andere Funktionen erfüllt. Die Liste selbst erreicht als Artefakt den Status eines »immutable mobile«, wie es Bruno Latour beschreibt. Die Liste und das Listen-Machen sind Beispiele für ein »immutable mobile« bei Latour (1986: 16 und 20f.), weil sie – ähnlich wie Karten oder Fotografien – leicht zu transportieren sind und beim Transport sich nicht verändern (oder zumindest alles getan wird, dass dies nicht geschieht). Dazu kommt ihre einfache Reproduzierbarkeit. Listen sind zwar nicht das zentrale Beispiel bei Latour, aber sie erfüllen eine weitere Bedingung von »immutable mobiles«: »Since these inscriptions are mobile, flat, reproducible, still and of varying scales, they can be reshuffled and recombined.« (Latour 1986: 21) Listen können vermischt und neu kombiniert werden. Dies scheint bei Listen einfach zu sein, da die bloße Aufzählung oder Aufreihung der Gegenstände einen ersten Zusammenhang in einer Liste schon herstellt. Ihre mediale Form könnte demnach ein Kriterium ihres Erfolges und ihrer Durchsetzung als Kulturtechnik sein.

Zusammenfassend lassen sich aus den kulturanthropologischen Forschungen zur Liste folgende Perspektiven für die Liste und für das Listen-Machen festhalten: Listen sind Elemente oraler und literaler Erinnerungskulturen, sie verbinden kollektive und individuelle Erinnerungspraxen. Damit erlangen sie tragende Funktionen für individuelle und kollektive Wissens- und Ordnungssysteme, indem sie zum Beispiel als »immutable mobiles« Wissen und Ordnung speicher- und transportfähig sowie rekombinierbar machen. Da aktuelle Populärkulturen durchaus einen hohen Anteil an oraler Kultur aufweisen, die unter anderem individuelle Erinnerungen mit dem kollektiven Gedächtnis verbindet, lassen sich diese allgemeineren kulturanthropologischen Erkenntnisse an meine weiteren Überlegungen anschließen. Zuerst möchte ich aber auf einen Punkt zu sprechen kommen, der unmittelbar mit den vorherigen Ausführungen zusammenhängt: Was zeichnet die Medialität einer Liste aus? Diese Frage möchte ich mit Rückgriff auf die Bestimmungen der medialen Form von Listen versuchen zu beantworten.

LISTEN UND RANKINGS ALS MEDIALE FORMEN

Mit der kulturalanthropologischen Sicht auf Listen hat sich gezeigt, dass eine essentialistische Bestimmung der Liste keinen Sinn machen würde. Im weiteren Verlauf meiner Argumentation wird sich zeigen, dass Listen und Rankings durch ihre Medialität jeweils spezifische Eigenschaften hervorheben oder eine bestimmte Effektivität für bestimmte Praxen erlangen. Diesem Zusammenspiel möchte ich in der Beschreibung und Analyse verschiedener medialer Formen von Listen nachspüren. Mit medialen Formen sind jeweils empirisch nachweisbare Erscheinungs- und Nutzungsformen gemeint (vgl. Kirwin 2010). Mediale Formen erfassen dann mehr als heuristische Bestimmungen von Listen, wie sie etwa Spufford für seine Suche nach Listen in literarischen Werken nutzt:

»a list was any sequence in which there were more than three items; and in which, as far as syntax was concerned, nothing other than sequence linked the items.« (Spufford 1989: 25)

Da es Spufford in seinem Buch um eine Sammlung von Listen in der Literatur geht, ist ihre mediale Form – in Werken der sogenannten Weltliteratur gedruckt – schon ein Kriterium der Aufnahme in seine Untersuchungen. Spuffords weiteres Kriterium – eine Liste zeichne sich dadurch aus, dass ihre Elemente durch ihre Aufreihung bestimmt sind – findet sich in Überlegungen zu Listen häufig wieder. Andere Definitionen wie die von Tankrad gehen von einem generellen Prinzip der Listenerstellung, einem Mechanismus der Inklusion und Exklusion aus: »A list is a written or printed series of names, dates, numbers, or items, gathered according to some need or principle.« (Tankrad 2006: 339)

Mit der Frage nach medialen Formen werden zwar solche Elemente einer Abgrenzung übernommen, aber auf die jeweiligen Kontexte und Praxen bezogen, so dass die weitere Annahme dieser Herangehensweise ist, dass die Liste nicht allein aus sich heraus erklärt werden kann. Listen-Machen bewegt sich in einem Kontinuum von Sammeln und Aussortieren, das abhängig von den Umwelten und Verwendungsweisen der Listen ist: »Some lists testify to an outcome, others present a process«, bemerkt Liza Kirwin (2010: 11) dazu lakonisch. Das Prozesshafte der Liste betont Kenneth Werbin, indem er auf

das Wissen um die Erstellung einer Liste als Kunst des Zusammenstellens rekurriert (Lovink/Werbin 2006).

»The list is not a form easy to pin down«, deklariert Young (2013: 498) in seinem Versuch sie als »material form« zu fassen. Deshalb zählt er ihre vielfältigen Funktionen auf, die über verschiedene zeitliche Indizes von der Vergangenheit über die Gegenwart bis in die Zukunft verfügen: Speicher- und Archivfunktionen für vergangene Dinge, Kommunikationselement, kulturelle Formation und operationale Form des Schreibens im Gegenwärtigen sowie die Liste als Programm mit Blick in die Zukunft. Dazu kommen indexikalische, hierarchisierende und vergleichende Funktionen von Listen, die wiederum in Rankings als besondere Formen von Listen einfließen können (Young 2013: 498). Dieser funktionalistische Ansatz von Young umgeht die Frage nach dem Wesen und der eindeutigen Definition, was eine Liste ist. Daran möchte ich meine Überlegungen anknüpfen, aber im Unterschied zu Young nach den jeweiligen medialen Formen von Listen fragen. Dabei bleibt notwendigerweise die Frage offen: »Was ist eine Liste?«. Stattdessen bestimmen spezifische Verwendungsweisen und Medialitäten, die jeweils in beschreibbaren Kontexten wirksam sind, die Form von Listen.

Demnach verstehe ich unter medialen Formen bestimmte formale Besonderheiten und Gebrauchsweisen, die jeweils Listen auf eine spezifische Weise in einem Kontext kennzeichnen. Beispielsweise kennt die Geschichtsschreibung Chroniken seit dem Altertum, wie sie in der »Chronika« von Apollodor im zweiten Jahrhundert vor Christus ausgeführt ist. Chroniken können von einer Liste der Ereignisse über Verse bis zu ausschweifenden Beschreibungen reichen, die anhand von Jahreszahlen geordnet werden. Eine zweite Blütezeit erlebten Chroniken im Mittelalter. In dieser Zeit wurde die mediale Form kontextuell weiterentwickelt, so dass neben dem »Weltgeschehen« auch Chroniken von berühmten Persönlichkeiten oder Familien geschrieben wurden. Diese mediale Form wird mit den ersten bürgerlichen Autobiographien in der Renaissance weitergereicht bis in die heutige Zeit, wenn Facebook ab 2012 die Chronik der jeweiligen Nutzerinnen und Nutzer in seine Oberfläche integriert.

In den Chroniken wird die mediale Form der Liste so genutzt, dass daran eine weitreichende Funktion der Liste festzumachen ist. Listen bestehen demnach nicht nur aus Inhalten, sondern enthalten zugleich als implizite Anweisungen die Kriterien ihrer Zusammenstellung. Die Liste offenbart entweder als veröffentlichte Kriterien oder durch ihren Inhalt Inklusions- und Ex-

klusionselemente (Young 2013: 498). Die zweite Überlegung, dass die Aufnahmebedingungen für eine Liste sich in der Liste selbst wiederfinden lassen, ist – wie schon weiter oben ausgeführt – eine häufig wiederholte Eigenschaft von Listen. Was der funktionalistische Ansatz von Young dabei ebenso ausschließt, wie die zuvor beschriebenen essentialistischen Definitionen, sind die Praxen der Erstellerinnen und Nutzer von Listen. Am Beispiel der Chronik könnte ein Aufnahmekriterium die Ereignishaftigkeit eines Geschehens sein, während ein längerer Prozess, der noch nicht abgeschlossen ist, eventuell in keine Chronik aufgenommen wird. Die Entscheidung darüber wird durch Kontexte und Praxen getroffen, die außerhalb der Liste selbst wirksam sind. Auf diesen Zusammenhang verweist prominent Hayden White (2000: 5f.), wenn er die Chronik als eine grundlegende Form der Geschichtsschreibung fasst, deren Abfolge noch nicht die daraus abgeleitete Geschichte (als narrative Form) festlegt. Stattdessen nutzen Historikerinnen und Historiker die Praxis narrativer Taktiken, welche die Geschichtskonstruktion ermöglichen (White 2000: 7). Das Beispiel der Chronik zeigt, dass die mediale Form einer Liste darüber mitentscheidet, welche Möglichkeiten von Anschlusskommunikationen und -handlungen sich ergeben können. Die Chronik legt die zeitliche Reihenfolge der Ereignisse fest, ohne dass damit der historiographische Plot oder die ideologische Aufladung schon festgeschrieben wäre (White 2000: 7). Diese narrativen Auf- und Anschlüsse können in den Praxen der Geschichtsschreibung erst konstruiert werden. Auf der einen Seite müssen die Ereignisse in die chronologische Reihung passen; auf der anderen Seite können zur Narrationskonstruktion passende Ereignisse im Prozess der Geschichtsschreibung hinzugefügt werden. Die Kriterien zur Hinzufügung dieser Ereignisse und deren Verwendung in den Anschlusskommunikationen der Historiographie können gänzlich durch äußerliche Faktoren beeinflusst werden.

Zur medialen Form der Liste lässt sich aus dem am Beispiel der Chronik entwickelten Gedankengang etwas allgemeiner schließen: Listen haben paradoxe Wirkungen nach außen. Listen erschweren einerseits die Bedeutungsgenerierung, da sie impliziten Regeln folgen können – als »Sichselbstgenügen« bezeichnet François Jullien (2004: 9) diese Eigenschaft. Andererseits laden sie zur Reflexion über diese Regeln und mögliche semantische Anschlüsse wie weitere Bedeutungskonstruktionen ein. Leicht können Listen umsortiert werden, da sie sich an keine grammatikalischen Regeln halten müssen. Listen sind in diesem Sinne Klassifikationssysteme, in denen eine

bestimmte Ordnung, spezifische Regeln der Inklusion und Exklusion angewandt werden können, aber dann auch wieder nicht müssen. Listen haben keine zumindest offensichtliche narrative Funktion. Dadurch stehen sie für Vismann außerhalb von Mündlichkeit und Schriftlichkeit:

»Listen fügen sich nicht dem Raster von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Sie praktizieren eine nicht-phonetische Schrift; sie sind eine nicht-syntaktische Formation untereinander anschreibbarer Posten.« (Vismann 2000: 20)

Diese besondere Form der Liste erklärt auch ihre Bedeutung für die moderne Datenverarbeitung, indem jedes einzelne Element der Liste in der Datenbank ein adressierbares und verfügbares ist. Der Sinn von Listen erschließt sich nicht allein aus einem Narrativ, sondern ebenso aus den impliziten und expliziten Regeln ihrer Zusammenstellung, die immer schon prozesshaft in den Praxen und Kontexten ihrer Herstellung verankert sind. Listen müssen nicht in einer bestimmten Reihenfolge gelesen werden und selbst bei Rankings können die Leser entscheiden, wo sie jeweils in der Rangfolge einsteigen möchten:

»This is perhaps the most interesting thing about lists, that despite any formal structure or order they may have, they can be entered anywhere, and the items read in any sequence.« (Tankard 2006: 339)

Gleiches gilt prinzipiell auch für Rankings. In einem Ranking könnte beispielsweise nach Bekanntem gesucht werden oder das Interesse gilt den letzten Plätzen. Deshalb bezeichnen Esposito und Stark Rankings als Beobachtungen zweiter Ordnung: »rankings base their credibility on their ability to manage and use contingency, thereby orienting second-order observation« (Esposito/Stark 2019: 19) und liefern dazu folgende Begründung »not because they inform us about how things are but because they provide an orientation about what others observe« (Esposito/Stark 2019: 5). Ähnlich argumentieren Mämecke, Passoth und Wehner, indem Sie auf Plattformen »verschiedene Möglichkeiten der Selbst- und Fremdbeobachtung, [...] Vergleiche zwischen eigenen und fremden Leistungen oder [...] die Aufnahme von sozialen Beziehungen« realisiert sehen (Mämecke/Passoth/Wehner 2018: 3).

Während Listen im Medium der Schrift scheinbar als »immutable mobiles« festgeschrieben werden können, entwickeln Listen im Internet eine stär-

kere Sichtbarkeit ihres Prozesscharakters und eine sichtbare zeitliche Dynamik, die im Weiteren noch genauer untersucht wird. In diesem Zusammenhang werden Listen interessant, deren mediale Formen sich in Verbindung mit bestimmten Kulturtechniken wie der Messung ergeben. Exakte, abgemessene Werte werden in Auflistungen geschrieben, daraus ergeben sich weitere mediale Anschlussformen wie Tabellen, Graphen usw., welche die aufgelisteten Werte formen und umwandeln. An diesem Punkt liegt einer der medialen Übergänge zu Messlisten als Ausgangsmaterial von Datenbanken, Statistiken und Computersimulationen. Mit dem Internet vervielfältigen sich diese medialen Formen von Listen soweit, dass sie als ›Denkform‹ des Internets gesehen werden (vgl. Esposito/Stark 2019: 5). In den Ergebnissen von Suchmaschinen, den Listen in sozialen Netzwerken, den Listen auf Verkaufsplattformen usw. treten den Nutzerinnen und Nutzern Listen als mediale Formen entgegen, die dazu noch stetig veränderbar sind und deren Materialität nicht von Dauer ist.

Eine andere Ebene der Zeitlichkeit erreicht die Liste in der medialen Form einer Inventur. Die formende Prämisse von Inventurlisten ist ihre Endlichkeit der aufgezählten Dinge und der Zeitpunkt ihrer Erhebung. Die Liste kann nur eine bestimmte Menge an Dingen beinhalten, die materiell in den vorgesehenen Grenzen des Inventurraumes vorhanden sind. Zählen und (Auf-)Rufen der Dinge beim Namen sind dann grundlegende Eigenschaften der Inventurlisten. Sie sagen wenig über intrinsische Qualitäten der Dinge aus, die sie auflisten. Die gemeinsame Qualität einer Inventurliste liegt in extrinsischen Faktoren, wie der Inhalt einer Schublade, eines Faches, eines Regals, eines Betriebes, eines Tatortes usw. In einem Handwerksbetrieb können beispielsweise unterschiedliche Schraubenarten in einer Inventurliste auftauchen, die dann in diesem Ausschnitt inhaltlich homogen wirkt. An einem Tatort existieren keine Schubladen oder Container, die für inhaltliche Kohärenz sorgen können. Stattdessen steckt das Ermittlerteam einen Raum ab, der durch die Tat definiert ist und der mit den unterschiedlichsten Dingen gefüllt sein kann, die durch keine inhaltliche Kategorie zusammenzufassen wären. Allein die Praxen einer Tatortsicherung bestimmen die Punkte auf den Inventurlisten.

Im Zusammenhang mit einer Rangfolge werden Listen erst ab dem 18. Jahrhundert erstellt. Das Ranking nutzt dabei die Beweiskraft einer zahlenbasierten Argumentation, die erst in einem neuzeitlichen Kontext mit Listen zusammengeführt wird. In der neuzeitlichen Wissenschaft wird dem Zählen

und den in Zahlen übersetzten Qualitätsurteilen Neutralität und Evidenz zugeschrieben: »Die Spezifik der modernen Rangliste oder des ›Rankings‹ ergibt sich nicht nur aus ihrem evaluativen Charakter, sondern hängt darüber hinaus damit zusammen, dass sich diese Listen numerischer Verfahren der Argumentation und Evidenzerzeugung bedienen« (Spoerhase 2014: 90). Die Verfahren der Argumentation und Evidenzerzeugung finden sich in den ursprünglichen Listen empirischer Datenerhebungen, die – in Prozessen der Datenakkumulation und -verarbeitung umgewandelt – zu veröffentlichten Listen und Rangfolgen am Ende von Praxen und Prozessen werden. Listen und Rangfolgen entwickeln dabei hybride Formen wie die Bestenliste, deren jeweiligem Herstellungsprozesse qualitative Urteile und quantifizierende Methoden mischen.

Bestenlisten, die aufgrund von Qualitätsannahmen erstellt werden, entstehen – so die These von Carlos Spoerhase – im 18. Jahrhundert anhand von Bewertungstabellen für Künstler und Schriftsteller. Spoerhase erläutert dies an der »Kritische[n] Skala der vorzüglichsten deutschen Dichter« des Kritikers und Dichters Christian Friedrich Daniel Schubart, die unter anderem Kategorien wie »Genie«, »Popularität« und »Witz« enthält (Spoerhase 2014: 91). Mit dieser kategorial ›bunten‹ Mischung an Bewertungskriterien kann diese Rangliste deutscher Dichter schon als ein Vorläufer von populären Rankings verstanden werden, in denen die Bewertungskategorien aus heterogenen Bewertungskontexten stammen. Während beispielsweise »Popularität« eine durchaus messbare Kategorie durch die Anzahl verkaufter Bücher, Zuschauerinnen, Zuhörer, Besucherinnen usw. sein kann, erscheint die Zuschreibung von Genialität an ein Künstlersubjekt als ein nur aufgrund von qualitativen Annahmen quantifizierbares Kriterium.

Ein weiteres Indiz, dass es sich bei Schubarts Skala der besten deutschen Dichter um eine Vorläuferin populärer Listen handelt, ist die von Spoerhase thematisierte Bedeutung dieser Liste in der späteren Germanistik (Spoerhase 2014: 93). Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der deutschen Literatur konnte mit Schubarts Skala nichts anfangen und schrieb sie als skurrile Randnotiz ab (Spoerhase 2014: 93). Innerhalb wissenschaftlicher Ordnungs- und Wissensschemata besitzt diese Liste und ihre tabellarische Form keine Aussagekraft. In einem Kritikerwettstreit um die Meinungshoheit in der Einschätzung der deutschen Dichter ist sie aber ein wertvolles Instrument für die jeweilige Evidenzkonstruktion, die auch entsprechende Anschluss-

kommunikationen über die Zusammenstellung der Dichter, die Bewertungskriterien sowie deren Relevanz und Vergleichbarkeit ermöglicht.

Spoerhase weist entsprechend darauf hin, dass diese Art der Herstellung von Ranglisten und Vergleichstabellen schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts unter europäischen Kritikern und Künstlern verbreitet war (Spoerhase 2014: 95). Auffällig ist, dass diese Ranglisten immer ihre Bewertungskriterien und die jeweils erreichten Wertungen für die einzelnen Künstler tabellarisch auflisten, so dass sie Hybride aus Tabellen und Listen darstellen.

Dies wird dadurch unterstützt, dass es – wie Spoerhase berichtet – durchaus mathematische Unterstützung für die Künstlerrankings des 18. Jahrhunderts gegeben hat und dass die Werte der einzelnen Rankingkategorien immer in Relation zu den anderen bewerteten Künstlern zu sehen sind: »Im Rahmen einer komparativen Punktevergabe bedarf es vorab dagegen keines festen Wertungsmaßstabs: Ausgehend von der vorliegenden Gesamtheit zu bewertender Artefakte kann im Hinblick auf bestimmte Merkmale eine vergleichende Evaluation erfolgen.« (Spoerhase 2014: 118) Es handelt sich demnach bei den Künstlerrankings nicht um absolute Werte, sondern um relationale Einschätzungen.

Diese Tendenz zu relationalen Vergleichslisten und Rankings verstärkt sich – so die systemtheoretischen Überlegungen von Bettina Heintz und Tobias Werron (2011) – im 19. Jahrhundert und durchdringt alle Gesellschaftsbereiche und wird zu einem Aspekt der Globalisierung. Vergleiche »beruhen einerseits auf der Annahme, dass die verglichenen Einheiten in mindestens einer grundlegenden Hinsicht gleich sind (Herstellung von Vergleichbarkeit), und setzen andererseits ein Vergleichskriterium voraus, dass die Verschiedenheit des (partiell) Gleichen beobachtbar macht (Vergleichskriterien)« (Heintz/Werron 2011: 362). Vergleichbarkeit liegt nicht als eine Qualität der Dinge vor, sondern wird erst über Vergleichskriterien hergestellt. Damit ist der Wert eines Vergleichs durch die zu vergleichenden Elemente nur über externe Vergleichskriterien herzustellen. Vergleichbarkeit benötigt nach Heintz und Werron (2011: 365) einen kommunikativen Raum, in denen die Vergleiche stattfinden können. Diese Räume sind im 19. Jahrhundert zum Beispiel Zeitungen, in denen politische, wirtschaftliche oder sportliche Leistungen miteinander verglichen werden. Die Vergleichbarkeit wird jeweils über die spezifisch vereinbarten Vergleichskriterien hergestellt. Wie wir später bei den populärkulturellen Vergleichskommunikationen noch deutlicher sehen werden, bestimmen die jeweiligen Kontexte die Vergleichs-

werte und -kriterien mit, so dass – ganz im Sinne der systemtheoretischen Geschichtsvorstellung – eine Ausdifferenzierung der Vergleichskommunikationen stattfindet. An den Beispielfeldern der Wissenschaft und des Sports machen Heintz und Werron die Spezifizierung von öffentlichen Leistungsvergleichen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich. Insbesondere der Sport hat einige Gemeinsamkeiten mit der Entwicklung von Vergleichssystemen in der Populärkultur. Die Herstellung von Vergleichbarkeit sorgt für Standardisierungen und Vereinheitlichung von Wettkampfbedingungen und Regelwerken (Heintz/Werron 2011: 380) und die Vergleichbarkeit wird zu einem verzeitlichten Wettbewerb unter Abwesenden zum Beispiel in den veröffentlichten Rekordlisten seit den 1880er Jahren (Heintz/Werron 2011: 380). Die historischen Rekordlisten von Verkaufserfolgen, Produktionskosten, Qualitäten der Produkte usw. der Populärkultur sind also durchaus mit den Rekordlisten des Sports als mediale Formen und kommunikative Praxen vergleichbar, auch wenn die jeweiligen Kriterien der Rekordlisten andere sind.

Alle medialen Formen von Listen beinhalten automatisch eine ordnende Funktion. Die Dinge einer Liste werden zusammengeführt in einer Menge, einer Aufzählung, einer Kategorie, einer Rangfolge usw., die dann jeweils ein Ordnungsgefüge darstellen. Neben der Funktion der Ordnung können bestimmte mediale Formen von Listen ebenso zur Erinnerung und als Archiv dienen. Bei der historiographischen Form als Chronik ist der Archiv- und Erinnerungscharakter offensichtlich. Bei der Einkaufsliste fungiert die mediale Form mit einem zeitlich begrenzten und situationsgebundenen Nutzen. Als Erinnerungsstütze bis zum nächsten Einkauf hat sie eine überschaubare zeitliche Reichweite und wird danach entwertet oder unwichtig. Die Einkaufsliste als mediale Form ist ein Beispiel für die größere Kategorie der ordnungsschaffenden Listen in subjektiven Umwelten.

Listen sind neben ihrer medialen Form gleichsam in Kontexten verankert und gewinnen daraus ihre Relevanz. Bei Einkaufslisten ist dies ebenso gut nachvollziehbar wie bei Fahrplänen, Rezepten, Speisekarten oder Programmen. Listen in der medialen Form von Programmen haben in der Populärkultur eine besondere Funktion, weil Theater, Vaudeville, Variété, Kino und später Radio sowie Fernsehen explizite Programmmedien sind, die jeweils einzelne Programmereignisse auf einer Liste miteinander verbinden. Programme als Vorschriften erlauben aber wenig Einflussnahme von Seiten der Nutzerinnen und Nutzer auf die Liste der zukünftigen Programmpunkte. Erst

im Radio und Fernsehen wurden über das Umschalten (Winkler 1991) und über die Verbindung von getrennten Programmteilen in der Bedeutungsgenerierung (wie zum Beispiel im Flow-Konzept von Williams 2002) neue Möglichkeiten der Beeinflussung in den Praxen der Rezeption geschaffen.³

Eine weitere wichtige Differenzierung in Bezug auf die medialen Formen von Listen liegt in der Unterscheidung von Listen-Schreiben oder -Machen und Listen-Lesen oder -Nutzen. Beim Listen-Schreiben oder -Machen müssen Entscheidungen über die Vollständigkeit, die Anordnung, die Auslese oder die Reihenfolge getroffen werden. Beim Listen-Lesen/Nutzen gewinnen die Kontextualisierung, die Bedeutungsgewinnung, die Umsetzung in Handlungen an Gewicht.

Des Weiteren bestimmen abstraktere Kriterien die medialen Formen von Listen. Beispielsweise können Listen in der Schrift horizontal oder vertikal verfasst sein (Belknap 2004: 21). Andere Ordnungsparameter von Listen können alphabetisch, numerisch, geographisch, chronologisch usw. sein. Allen medialen Formen liegt eine Verkettungsregel als Kennzeichen von Listen zugrunde. Die grundlegendste Verkettungsregel kann wiederum nur die mediale Form einer Liste sein.

Dazu kommen noch Listen, deren Spezifizierung es zweifelhaft erscheinen lassen, ob sie als Beispiele medialer Formen von Listen taugen. Zumindest können sie als Grenzphänomene angesehen werden. Dazu zählen zum Beispiel Listen mit einem zwingenden äußeren Prinzip: Beispielsweise hängt das Inhaltsverzeichnis eines Buches als Liste der Abfolge von Buchteilen von den Kapiteln eines Buches ab. Immer wieder versuchen sich Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler an einer allgemeinen Definition von Listen. Robert E. Belknap weist Listen zwei paradoxe Grundfunktionen zu: Sie verbinden und trennen in einem. Als eine Liste versteht er die Summe ihrer Teile und die individuellen Teile an sich: »A list is a formally organized block of information that is composed of a set of members.« (Belknap 2004: 15) Für Belknap besitzen Listen eine veränderliche Containerfunktion, die von bestimmten Informationen zusammengehalten werden: »Lists are adaptable containers that hold information selected from the mind-deep pool of possibility.« (Belknap 2004: 19) Mit der bisher vorgenommenen Bestimmung und Eingrenzung von medialen Formen von Listen möchte

3 Zum Programm als mediale Form in den verschiedenen Medien siehe auch Butsch (2000), Fischer (2005), Paech (1999), Saenz (1997) und Winkler (2005).

ich diese generellen Definitionen verfeinern, um die Besonderheiten, Funktionen, Ästhetiken von Listen in der Populärkultur zu erfassen.

LISTEN UND RANKINGS IN DER POPULÄRKULTUR

Populärkultur entwickelt ein spezifisches Verhältnis zum Listen-Machen oder -Schreiben und Listen-Lesen oder -Nutzen. Die Besonderheiten der populärkulturellen Listen hält Matthias Schaffrick in Anlehnung an Thomas Heckens Postulat »Populär ist, was viele beachten« (Hecken 2006: 85) folgendermaßen fest: »Das Wissen der Populärkultur ist in Listen organisiert und geordnet.« (Schaffrick 2016: 109) Aus meiner Sicht müssen diese Thesen ergänzt werden durch die Kontexte und Praxen der Listen und Rankings. Wie Michael Bérubé (2000: B8) feststellt, sind die Listen in der Populärkultur nicht selbsterklärend, sie müssen verteidigt, mit weiterem Wissen ergänzt werden, sich einer steten Kritik unterziehen und zirkulieren. Dies gilt natürlich insbesondere für Listen und Rangfolgen, die auf persönlichen Präferenzen beruhen, aber auch für Verkaufslisten, deren Validität beispielsweise durch die Kritik ihrer entdifferenzierenden und entsubjektivierenden Logik in Frage gestellt wird. Der zugeschriebene Wert eines populärkulturellen Artefakts wird in der Populärkultur häufig als kontingent kritisiert und deshalb brauchen populärkulturelle Listen und Rankings die stetig kritische Begleitung von Kontext- und Anschlusskommunikationen, welche die Wertfeststellungen und Vergleichskriterien thematisieren: »one of the most important functions that the culture industries perform is to produce criticism of the cultural artifacts produced by the culture industries.« (Bérubé 2000, B9) Listen und Rankings fordern Kritik durch kontroverse Diskussionen ihrer Voraussetzungen und Ergebnisse heraus.

Insbesondere in den Fan Studies werden die Kreation, das Teilen und die Diskussion von Listen als weit verbreitete Praxen der Populärkultur angesehen: »the creation of lists seems to be a universal activity across a range of fans and within multiple fan communities« (Booth 2015: 86) Booth (2015: 89) sieht dabei drei Praxen im Zentrum des Fantums und seiner großen Affinität zu Listen: Sie werden als Erinnerungsstützen gebraucht, sie dienen der Einflussnahme auf die Fangemeinschaft und sie sind eine Diskussionsgrundlage über den Wert eines populärkulturellen Artefakts in Diskussionen und

Auseinandersetzungen unter den Fans. Insgesamt existieren relativ wenige empirische Studien zum Listen-Machen von Fans. In einer ethnographischen Studie von Alan McKee (2001) werden die Fankommunikationen zur Bewertung von Episoden der Fernsehserie »Doctor Who« (BBC 1963-) untersucht. Dabei wird deutlich, dass die Wertzuschreibungen der Fans nicht durch zuvor festgelegte Kategorien stattfinden, sondern die Werte quasi ad hoc im Prozess der Listenerstellung und der Diskussion über die Liste entstehen. Daraus ergeben sich immer relationale Wertzuschreibungen, deren jeweilige Grundlagen der Wertfindung variieren: »Placing a value marker – even if it is a favorite as opposed to a best – indicates that a particular element of a corpus is more (or less) important than others.« (Booth 2015: 100) Dieses zuerst auf sich selbst referenzierende System der Wertzuschreibung tritt in einen Wettbewerb mit konkurrierenden Listen:

»Fans' list-making turns characteristics, elements, aesthetics, and/or themes into notions of valuation, which in turn reflects a particular emphasis on the underlying assumptions that helped to determine those valuations in the first place.« (Booth 2015: 100)

Kriterien in populärkulturellen Listen sind neben empirischen Werten wie Verkaufs- und Distributionszahlen immer auch relationale Werte, deren Valenz und Aussagekraft umkämpft ist. Dieser kollektive Kampf um Wertzuschreibungen und Bedeutungsgenerierung ist ein wesentlicher Bestandteil von Populärkulturen. Ökonomischer Wert, ästhetischer Wert, Kultwert usw. bilden unterschiedlich gewichtete Wertkonglomerate. Listen und Rankings sind prozessuale Bestandteile dieser Wertgenerierungen, die in ihren Kontexten immer umstritten und nie abgeschlossen sind. In diesem spezifischen Charakter populärkultureller Wertermittlung liegen auch die Gründe für die noch näher zu beleuchtenden spezifischen Wissens- und Ordnungssysteme der Populärkultur, die sich von wissenschaftlich basierten unterscheiden:

»complex processes of value judgement do take place outside the academy; that consensus as to cultural worth of texts is formed according to rules specific to the community in which the debate takes place.« (McKee 2001: 30).

Diese Prozesse der Wertdiskussion und der Bedeutung von Listen und Rankings in der aktuellen Populärkultur werden später noch ausführlich thematisiert.

Wann beginnt die Populärkultur in der westlichen Kultur und wie ist ihre Frühgeschichte mit Listen und Rankings verflochten? Zur Frage des Beginns populärer Kultur gibt es in der Wissenschaft sehr unterschiedliche Antworten, die meist in einem großen Zeitraum von 1850 bis 1950 (vgl. Hecken 2010: 219ff.) liegen. Da ich Listen und Rankings als konstituierende Elemente von Populärkultur einschätze, möchte ich die Entstehung erster populärkultureller Phänomene und Praxen in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts legen. Selbstverständlich sind diese Phänomene und Praxen verbunden mit medialen Innovationen der Speicherung und Distribution von Ton und Bild sowie der Entstehung eines industriellen Massenbuchmarktes oder der Entwicklung neuer Ausdrucksformen, wie dem Comic. Bei populärkulturellen Listen und Rankings aus dieser Zeit stechen insbesondere die Bestsellerlisten hervor, die als Seismographen des so genannten »Massengeschmacks« gelten. Mit diesem Begriff werden sie zumindest von einem Teil der Wissenschaft adressiert. Dokumentiert wird der »Massengeschmack« beispielsweise in veröffentlichten Bestsellerlisten. Die erste Bestsellerliste für Bücher erschien in den 1890er Jahren in dem monatlichen Magazin »The Bookman« in England und den USA (vgl. Miller 2000: 289; Korda 2001: XVII). Der Begriff »Bestseller« ist auch erst in den 1880er Jahren nachweisbar. Die Erhebungsbasis waren zuerst wenige Buchläden und im Laufe der Jahre entstand immer wieder eine kontroverse Debatte, inwieweit Bestsellerlisten das Leseverhalten quantitativ abbilden können. Diese Verkaufsrankings beziehen sich später auch auf den Verkauf von Tonträgern, wie beispielsweise die Billboard Charts oder Blockbuster-Listen, die den Zuspruch der Zuschauer zu aktuellen Filmen im Kino messen. Heute sind die rein quantitativen Listen des ökonomischen Erfolgs populärkultureller Produkte feste Bestandteile populärkultureller Praxen, in denen die Relevanz des »Massengeschmacks« diskutiert wird. Sie sind wichtige Elemente und Anker der Meta-Ebenen populärkultureller Auseinandersetzungen.

Während Bestsellerlisten gut dokumentiert und erforscht sind, existieren zu Kult- oder Fanlisten wenige historische Informationen oder Dokumente. Bestsellerlisten wurden in Zeitungen und Magazinen veröffentlicht. Dagegen finden sich kaum Belege über die Entstehung von populärkulturellen Listen, die in nicht-dokumentierten Praxen zum Einsatz kamen. Eine These dieses

Buches ist, dass mit dem Internet und der Entstehung von populärkulturellen Austauschforen die Praxen der Bewertung, des Listen-Machens und -Nutzens zumindest dokumentierbar und sichtbar wurden. Damit können diese Listen und Rankings wiederum in die Praxen der Populärkultur leichter zurückfließen.

Bevor die Relevanz von Rankings und Listen näher betrachtet werden wird, sollen die Subjektkonstitutionen und sozialen Formationen erläutert und untersucht werden, in denen Listen und Rankings eine Rolle spielen. Diese Kontexte tragen entscheidend zur Einordnung von Listen und Ranking in der Populärkultur bei. Sie sind zentraler Bestandteil der Cultural Studies-Forschung zur Populärkultur.

